

**Mette Sø**  
**Sommergras, Winterwurm**

**Roman**

Übersetzt von Marieke Heimburger  
nach:

Mette Sø  
Sommergræs, vinterorm

© Politikens Forlag, 2017. Mit freundlicher  
Genehmigung von Politikens Forlag, Kopenhagen.

**INSTITUT  
FRANÇAIS**



Ich bin innerlich zerrissen. Stehe unter Druck. Meine Haut ist eine Schale. Trocken und brüchig. Bei der geringsten Bewegung – ein Atemzug reicht – reißt sie an den dünnsten Stellen und entlarvt mich als das, was ich bin: ein weißer Schleimklumpen mit hervortretenden Adern. Die Luft wirkt ätzend auf das ungeschützte Fleisch. Am liebsten würde ich die restliche Haut abkratzen. Am liebsten würde ich mir die Fingerspitzen blutig reiben. Am liebsten würde ich mein Gesicht mit Bimsstein bearbeiten. Aber das würde nicht reichen. Kein äußerer Schmerz würde je den inneren übertreffen. Ich falle auf die Knie und drücke mir die Fäuste gegen den Klumpen im Bauch. Der Darm kämpft dagegen an, ich lasse locker und schlage mit den Handflächen auf den Küchenboden, bis sie taub sind. Will schreien. Mich leer schreien, aber ich bekomme nicht mehr als ein Knurren zustande, mein Hals wird ganz trocken davon. Nichts kann mich vor mir selbst retten. Ich lasse mich auf die Seite fallen und ziehe die Knie an die Brust. Das Haar klebt mir an der Stirn, meine Fingerspitzen brennen, mein Blick gleitet über das Linoleum, der Boden riecht nach Seife, ich schaffe es nicht zu blinzeln. Gestern habe ich einen Silberfisch getötet. Ich war ungefähr halb fertig, als er angewieselt kam. Ich überlegte kurz, in einer anderen Ecke weiterzumachen, bis er sich wieder versteckt hatte. Ich hätte ihm Zeit

geben können. Und dann habe ich einfach über ihn hinweggeschrubbt und den winzigen Körper zerfetzt. Das hat mich den Rest des Tages gequält, obwohl ich mir immer wieder sagte, dass der Bursche bestimmt alt oder krank gewesen war. Silberfische sind nämlich schnell, und dieser war ziemlich langsam. Silberfische sind lichtscheu, und die Sonne schien grell herein. Silberfische halten sich am liebsten in Badezimmern auf. Wie kam ich dazu, den kleinen Burschen zu töten? Ich mag Silberfische. Auf der einen Seite sind sie völlig bedeutungslose Kreaturen, auf der anderen Seite gibt es sie schon seit dreihundert Millionen Jahren. Da war von uns Menschen noch lange überhaupt keine Rede, wir waren physisch überhaupt noch nicht möglich. Und auf der dritten Seite schaden Silberfische niemandem und können genauso alt werden wie kleine Haustiere, die mit frischem Heu gefüttert werden und possierliche Namen bekommen. Das älteste Tier der Welt, eine Islandmuschel, hat auch einen Namen bekommen: Ming. Nach der Ming-Dynastie in China, der Kaiserdynastie, die herrschte, als Ming zur Welt kam. Was überhaupt keinen Sinn ergibt, weil Ming nämlich vor Island gefunden wurde. Silberfische bekommen keine Namen. Sie sind natürlich auch keine Haustiere, aber das sind Austern ja auch nicht. Die Auster Ming hat erst nach ihrem Tod einen Namen bekommen. Ich

taufte den Silberfisch Kokos. Und habe das Bedürfnis, mich zu entschuldigen.

„Entschuldige bitte, Kokos. Wie gedankenlos von mir.“

Nein, das sagt man nicht, wenn man jemanden ermordet hat. Mord ist etwas, das man mit Absicht tut. Ich kann eigentlich nur sagen, dass es nicht wieder vorkommen wird. Jedenfalls nicht mit Absicht. Und es ist total schwachsinnig von mir, dem Tierchen einen Namen gegeben zu haben. Kokos umzubringen war viel schlimmer, als einen Silberfisch zu töten. Und es ist total lächerlich, wenn ich mich jetzt entschuldige. Viel zu spät. Und noch lächerlicher ist es, dass ich hier liege. Als wenn das etwas ändern würde.

Ich stehe auf, fülle den Wasserkocher und gebe drei Teelöffel Nescafé in den Becher, den wir auf Kreta gekauft haben. *God has entrusted me with myself*, steht darauf. Davon haben wir zwei gekauft. Der andere ist dir kaputtgegangen, bevor wir die Insel wieder verließen.

„Ist doch bloß ein Becher“, sagtest du.

Ich öffne den Kühlschrank. Die Milch ist weg, ein ganzer Liter Magermilch, der gestern noch da war. Ich schüttele den Kaffee weg. Auf der Arbeitsfläche neben der Spüle liegen drei Umschläge. Alle unterschiedlich groß und schwer, und doch in Einem gleich: Jeder von ihnen enthält ein Erdbeben. Ich

berühre sie. Umschläge sind mein Leben gewesen. Jetzt liegt der Scherbenhaufen meines Lebens in drei Umschlägen. Ein Umschlag ist größer als sein Inhalt. Das ist eine ganz banale Tatsache. Ein A4-Dokument passt in einen C4-Umschlag, der wiederum in einen B4-Umschlag passt. Ich nehme den größten Umschlag zur Hand, gelbliches 120-Gramm-Edelpapier Marke Munken, gerade Lasche.

„Die letzten Papiere“, sagte der Bestatter.

Die letzten Papiere, die der Bestatter und ich austauschten. Die letzten Papiere meines Vaters. Ich schnuppere am Umschlag. Zellulose und Leim. Das Letzte, was mir von meinem Vater bleibt, riecht nach meinem Arbeitsalltag.

Der kleinste Umschlag ist der schönste, den ich je gesehen habe. Gefüttert mit mausgrauem Seidenpapier. Pantone 442. Den Farbton habe ich selbst ausgewählt. Der Umschlag enthält ein Ende. Eine Kündigung, eine Bonuszahlung und hoffentlich keine Empfehlung. Das wäre Marks und meiner nicht würdig.

Der letzte Umschlag ist einer von denen, die man im Supermarkt bekommt, zu Preisen, mit denen niemand konkurrieren kann. Ich weiß nicht genau, was drin ist, aber ich bin mir sicher, welche Botschaft er enthält. Denn während ich die Urne meines Vaters in die Erde ließ und vom Bestatter die letzten Papiere

bezüglich meines nicht mehr existenten Vaters bekam und dann in die nicht mehr existente Firma fuhr und mein Büro räumte, bist du ausgezogen. Und ich kam nach Hause zu einer nicht mehr existenten Beziehung.

Jetzt, wo der Esstisch nicht mehr in der Küche stand, sah ich plötzlich, wie schmutzig der Boden war. War mir vorher noch nie aufgefallen. Unsere stumme Abmachung war gewesen, dass du putzt und ich wasche. Jetzt sah ich deine Kaffeeflecken, und sie schrien mich an. Ich holte den Eimer, gab Seife und Rodalon hinein, und während ich wischte und schrubbte, überlegte ich, seit wann du dich eigentlich nicht mehr an unsere Abmachung gehalten hattest. Und dann habe ich Kokos totgeschrubbt.

Ich öffne den Umschlag von dir und hole ein gefaltetes Blatt Papier heraus. Eine Büroklammer hält einige Geldscheine zusammen.

Die Nachricht ist kurz:

*Es geht mir nicht gut. Ich habe Lust auf was anderes.*

*Ich habe Lust, mal wieder Lust auf etwas zu haben.*

*Das hier bin ich dir noch schuldig. Mach's gut, my friend.*

Ich falte das Blatt wieder zusammen und stecke es zurück in den Umschlag. Dieser Brief lässt keinen Zweifel und keine Hoffnung. Sonst hättest du ihn

unterschrieben. ‚Dein Du‘, hättest du geschrieben und ein Herzchen dahintergemalt. Deine Herzchen sind asymmetrisch, sie sind rechts immer etwas kleiner als links. Ich zähle das Geld. Zehntausend Kronen. Wer legt denn bitte zehntausend Kronen in bar in einen Abschiedsbrief? Und wer nimmt den letzten Rest Milch mit? Wer bist du, der du das tust?

Ich sehe zum Wohnzimmer und lausche. Höre Hufgeklapper durch das offene Fenster.

„Ein Pferd“, sage ich. Jetzt, wo du nicht hier bist, um es zu sagen.

Ich muss es nicht sehen. Entweder zieht es eine Post- oder eine Bierkutsche. Ich gehe ins Wohnzimmer und sehe hinaus. Bierkutsche. Wenn ich nicht ich wäre und wenn ich mit mir zusammenleben müsste, wäre ich auch genervt von mir. Von meinem Ich. Wenn ich die Sirene von Feuerwehrautos höre, kann ich es auch nicht lassen, aus dem Fenster zu sehen, und wenn sie in der Nähe halten, muss ich runtergehen und nachsehen, was los ist. Letztes Mal brannte das Fleisch von einem Schwarmaspieß. Es hat so gequalmt, dass alle dachten, der Dachstuhl stünde in Flammen. Vier große Löschzüge rückten an. Und die Polizei. Und die Einsatzleitung. Und vielleicht ein Rettungswagen. Das Fleischfeuer war bereits gelöscht, als die Feuerwehr angekommen war, und als ich kam, war bereits eine

Drehleiter im Einsatz, von der aus ein Feuerwehrmann sicherstellen sollte, dass keine Glut im Schornstein schwelte. Feuerwehrmann ist ein seltsamer Beruf. Das Beste ist, wenn während des Dienstes nichts passiert, und wenn doch etwas passiert, ist es das Beste, wenn es nichts Ernstes ist. Andererseits muss es doch todlangweilig sein, wenn gar nichts passiert. So geht es mir als Schaulustiger ja auch. Gut, wenn keine Menschen in Gefahr sind, aber brennendes Schawarmafleisch – na ja.

Meine Lungen drücken gegen die Rippen, und mir fällt auf, dass ich gar nicht atme. Ich hole tief Luft. An einem einzigen Tag bekomme ich es schriftlich, dass ich keine Beziehung, keine Eltern und keine Arbeit mehr habe. Ich kann nichts dafür, dass die Fabrik schließen musste, oder dass mein Vater gestorben ist. Er war alt. Er war schon alt, als ich geboren wurde. Aber du – wie konnte das passieren? Deindu nannte ich dich früher, als wir uns kennenlernten. Wenn wir ineinander verschlungen dalagen und lasen, jeder sein eigenes Buch, jeder in seiner eigenen Welt, und ich an deinen Haaren roch und flüsterte: „Deindu, du bist schrecklich wunderbar.“ Und vielleicht habe ich das auch gesagt, wenn ich etwas von dir wollte, wenn ich dich weichklopfen wollte, wollte, dass du mir mein Ich verzeihst. Aber das war später, und noch später habe ich

damit aufgehört. ‚Deindu‘ verschwand aus meinem Sprachgebrauch. Jetzt existiert es nur noch auf dem Display meines Handys, wenn ich dich anrufe.

Ich kann mich nicht erinnern, dass du einen besonderen Namen für mich gehabt hättest.

Hattest du einen besonderen Namen für mich?

Früher hast du mir immer zugeflüstert, dass ich dein Umschlag sei und du mein Papier. Und dann hast du mir einen Gutenachtkuss gegeben.

„Gute Nacht, kleiner Umschlag“, war das Letzte, das du gesagt hast.

Ich nehme den Brief noch einmal aus dem Kuvert. Lese zweiunddreißig Wörter, fünf Punkte, zwei Kommata, einen Abschied. Der Brief ist an niemanden adressiert. Da ist von ‚my friend‘ die Rede, und ich vermute, dass ich damit gemeint bin, aber im Grunde könnte das jeder sein.

Wäre die Situation eine andere, würde ich mit Mark reden, ihm den Brief und das Geld zeigen. Ich lehne die Stirn an den Fensterrahmen. Mein ganzer Körper ist entzündet, die Lymphdrüsen unter den Armen und in der Leiste schmerzen, meine Muskeln, meine Knie. Gott, wie jämmerlich. Was bin ich doch für ein jämmerlicher Mensch. Stehe hier und denke mir irgendwelche Entzündungen aus. Selbstmitleid ist das Einzige, woran ich leide.

Ich stecke den Brief wieder in den Umschlag. Man kann heulen oder handeln, und ich bin keine Heulsuse. Ganz gleich, wie schlecht es mir geht, es gibt immer jemanden, dem es noch schlechter geht als mir. Ganz gleich, was mir passiert, ich werde immer noch zu den privilegiertesten Menschen der Welt gehören, die viel mehr haben als die allermeisten anderen. Obwohl ich alles verloren habe, habe ich immer noch mehr als die meisten.

Mein Vater und ich wussten, dass nicht mehr viel Zeit blieb. Dass er bald sterben würde. Ich habe jeden Tag an seinem Bett gesessen, wir haben alles besprochen. Zuerst alles Praktische – wo und wie er begraben werden wollte, das habe ich alles aufgeschrieben. Danach sprachen wir über Gefühle, was gar nicht schwer war, sondern im Gegenteil eine Erleichterung. Wir haben alles gesagt, was wir sagen wollten und mussten, wir lachten und wir weinten. Ganz oft hielt ich auch einfach nur seine Hand und wir schwiegen, und auch das war ein Gespräch. Trotzdem war es dann ein Schock, ihn in dem weißen Bett in dem weißen Raum mit dem offenen Fenster zu sehen.

Er ist eingeschlummert, ich küsse ihn auf die Stirn, gehe runter in die Cafeteria, kaufe mir ein Sandwich und setze mich nach draußen, rufe erst dich

an, dann Mark und bestimmt auch ein paar Kunden. Ich war keine zwanzig Minuten weg, und irgendwann im Laufe dieser zwanzig Minuten beschloss mein Vater, dass es Zeit ist. Vielleicht gerade, weil ich nicht da war? Weil er nicht Vater sein und gleichzeitig sterben konnte? Ich gab ihm einen Kuss auf die Wange, strich ihm das Haar aus der Stirn, drückte mir seine Hand ans Herz. Erst da verstand ich, warum es nicht schwer gewesen war, über alles zu reden. Wenn ich anfing zu weinen, hatte er mich getröstet, und wenn er weinte, hatte ich ihn getröstet. Ich legte mich neben ihn ins Bett, neben ihn, der nicht mehr mein Vater war, schlang die Arme um ihn und weinte. Als Einzige. Nicht weil er tot war, sondern weil er nie wieder lebendig werden würde.

Mark kam, so schnell er konnte. Seine Mutter kam. Du kamst. Hattest du dich da schon entschieden? Hast du mich in diesem Wissen in den Arm genommen? Hast du im Geiste bereits Listen über deine und meine Sachen angefertigt, während ich in deinen Armen weinte? Du hast daran gedacht, mir die zehntausend Kronen zurückzugeben. Es war wichtig, das aus der Welt zu schaffen. Und den Wasserkocher durfte ich behalten, unsere erste gemeinsame Anschaffung, und den Becher von Kreta, den zweiten iPad und meine Klamotten. In vier gleich hohen Stapeln auf dem Fußboden im Schlafzimmer. Nicht rasend vor Wut oder

Enttäuschung aus dem Schrank gerissen, nein, fein säuberlich zusammengelegt von einem, der Lust hat, wieder Lust zu haben. Nur woanders. Nicht hier. Als hätte ich Lust, noch hier zu sein. Als hätte ich nicht auch Lust auf etwas anderes.

„Worauf hast du Lust, Billi?“ , fragtest du nicht.

„Schön, dass du fragst“, sage ich. „Ich hätte Lust, einen Schwimmkurs zu belegen und kraulen zu lernen. Oder Kung-Fu.“

Ich reibe mir übers Gesicht. Ich muss etwas unternehmen.